35 Illustriertes Sonntagsblatt 1899
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung. Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Das Waldgeheimnis.

Eine Dorfgeschichte von Arthur Eugen Simson. (Schluß.)

8. Wie der Winterbauer und der Steigerhold nach Buchenthal reisen.

Am nächsten Morgen rollte das Holsteiner Wägel, das den Winterbauer und den Steigerhold trug, zum Dorfe hinaus. Die jungen Füchse legten sich tüchtig ins Zeug und im Fluge ging es die Landstraße entlang, durch Thäler, Dörfer und Wälder. — Mit dem Winterbauer war über Nacht eine wunderbare Veränderung vorgegangen. Er war heiter und gesprächig, ließ seine schöne Meerschaumpfeife mit dem Silberbeschlage nicht ausgehen und erzählte Schnurren aus seiner Junggesellenzeit. Oefters deutete er mit der Peitsche nach einem Orte, an welchem sie vorüberkamen und gab ein Abenteuer zum besten, das er dort bestanden.

„Jugend hat nicht Tugend," sagte er, „und es gab manchmal eine tüchtige Rauferei, 's mag net recht sein, aber herzhafte Jungen waren wir doch, nicht wahr, Steigerhold?"

Der Steigerhold im Sonntagsstaat, ebenfalls aus einer Pfeife mächtige Rauchwolken in die Lüfte ringelnd, bestätigte schmunzelnd die Erinnerung; hatte er doch selbst in diesen kleinen Bauernkriegen manche Beule davongetragen.

Buchenthal wäre recht gut noch an diesem Tage zu erreichen gewesen; allein der Bauer wollte die Pferde schonen, „'s ist mir von wegen der Füchs', die müssen morgen noch ehrlich dran, denn die Berge werden mordssteil."

Dann aber hatte er noch einen anderen Grund, die Fahrt nicht zu beschleunigen. Er wollte sich heute noch so recht auf das Wiedersehen, das ihm und seiner Tochter bevorstand, freuen, wollte einmal nach so langer Zeit das Glück des inneren Selbstbehagens in vollen Zügen genießen; denn er sagte sich, daß er im Begriff stehe, von ihm begangenes Unrecht wieder gut zu machen … er wollte plaudern, wollte die Natur genießen, wollte Mensch sein. Deshalb trieb er die Füchse auch gar nicht an, wenn sie einmal langsamer schritten; es wurde auch öfter einmal vor einem Wirtshause oder Gasthofe gehalten und eine Herzstärkung eingenommen. Der Bauer hatte seine Geldkatze gar reichlich versehen, und wenn nun die Leute so im Gespräch erfuhren, woher das Gefährt, und daß er der Winterbauer sei, glaubte er es seinem weithin bekannten Namen schuldig zu sein, mit dem Gelde nicht zu kargen.

„Gotthold," sagte er, „wenn es niemand hörte, „laßt Euch nichts abgehen. In solcher Freud' seid Eurem Leibe keine Stiefmutter. Ich hab' das Lungern im Wirtshause mein Lebtag net leiden könne. Die Wirtsleut' begucken einen vornehm von allen Seiten. Ordentlich bezahlt und ordentlich kommandiert, so hat's ne Art im Gasthofe."

„Ja," bemerkte der Steigerhold, „Ihr habt leicht pfeifen, Ihr traget die Drossel in der Tasch; aber es giebt auch Leut' unterwegs, die es zusammen nehmen müssen."

Das Nachtquartier wurde in einem stattlichen Gasthofe genommen. Der Besitzer und seine Gattin gehörten jenem leider immer mehr aussterbenden Schlage von Wirtsleuten an, welche den Wünschen der Fremden aufs liebenswürdigste entgegenkommen, ohne dieses freundliche Benehmen mit auf die Rechnung zu setzen.

Das Holsteiner Wägel hatte kaum gehalten, als auch schon der Wirt unter der Thür erschien und die Fremden mit biederem Händedruck begrüßte.

„Ausspannen!" befahl der Winterbauer dem Knecht. „Und schon' mir den Hafer nicht!" setzte er scherzend hinzu. „Ich werd' hernach selber nachsehen und meine Füchs' fragen, ob sie mit Dir zufrieden sind."

„Da setzt's ein gut Trinkgeld!" brummte der dienstbare Geist vor sich hin. „Man hört's den Leuten gleich an, wenn sie Geld haben und keine Pfennigfuchser sind."

Das Gastzimmer, nach welchem die Fremden geführt wurden, war ungewöhnlich sauber und reinlich. Der blitzende, nußbaumene Tisch, an welchem sie Platz nahmen, wurde zum Ueberflusse von der herbeigeeilten Wirtin höchsteigenhändig noch einmal mit einem weißen Tuche von etwaigem Staube gesäubert und nun gefragt, was den „Herrschaften" wohl gefällig wäre.

Der Steigerhold nahm das Kompliment, zu den Herrschaften zu gehören, mit einer komischen Würde entgegen, die ihresgleichen suchte. Er verzog sein faltenreiches Gesicht zu einem gnädigen Lächeln, hinter welchem jedoch der Schalk offenbar bereit war, demnächst einige Purzelbäume zu schlagen. —

Der Winterbauer gab seine Aufträge und während vorläufig ein vorzügliches Bier herbeigebracht wurde, sprach er seine unmaßgebliche Meinung dahin aus, daß sie nach den „Anstrengungen" des Tages und nach „rechtschaffener Plage" vollständig berechtigt seien, sich extraordinär zu stärken.

Der Steigerhold stimmte bei, obschon er nicht einsehen konnte, worin die Anstrengungen des Tages bestehen sollten, denn sie waren keinen Schritt Wegs zu Fuß gegangen und seine Beine waren noch ganz steif vom vielen Sitzen. Die „rechtschaffene Plage" vermochte er ebensowenig anders als mit dem häufigen „Anhalten"



Großfürst-Thronfolger Georg Alexandrowitsch von Rußland. (Mit Text.)

zu deuten; denn wo nur eine Krippe vor einer Thür sichtbar gewesen, hatten sie die Füchse verschnaufen lassen. — Freilich war dies nur ein Vorwand für den Winterbauer gewesen, zu schauen, „ob's im Wirtshäusl noch immer so sei, wie vor zehn Jahren," d. h. gerade so lange, als er nicht dahin gekommen.

In der Küche hatte unterdessen ein geschäftiges Treiben begonnen und häufig ertönte die befehlende Stimme der Wirtin, welche für ihr Departement den Ruf des Gasthofes zu wahren um so mehr entschlossen war, als mittlerweile bekannt geworden, daß der Fremde der reiche Winterbauer aus Altenfähr sei. — Es diente nämlich bei ihr ein Mädchen aus Soltau, die, während sie auf Befehl ihrer Gebieterin einen stattlichen Karpfen abschuppte, derselben diese hochwichtige Mitteilung machte.

Der Stallknecht kam auch auf einen Augenblick in die Küche und meinte, das seien ein paar Staatsfüchs, einer wie der andere und ohne Tadel und „alle Achtung vor dem Eigentümer!" fuhr er fort, „eben war er draußen und hat Nachschau gehalten und da er es so fand, wie er's gern haben mag, schmunzelte er gar freundlich und tippte mich auf die Achsel, daß mir noch alle Knochen wehthun; dabei sagte er: ‚Wie die Bedienung, so das Trinkgeld!' und streichelte seine Füchse und sprach mit ihnen und freute sich, daß ihnen der Hafer so wohlschmeckte und erkundigte sich, ob hier viel Ausspann und dergleichen!"

Wirklich hatte der Winterbauer nach seinen Füchsen gesehen und seine gute Laune war im Steigen begriffen; seine Pferde fand er trefflich besorgt und nun erst dachte er selbst ans Abendessen, zu dem soeben angerichtet wurde. Ein Mädchen breitete weißes Linnen über den Tisch, legte die Servietten zurecht — des Steigerholds schmale Lippen wurden bei diesem Anblick wieder von einem unbeschreiblich gnädigen Lächeln umspielt — und wies Messern, Gabeln und Löffeln den Platz neben den Tellern an. Die Servietten waren kunstvoll gefaltet, so daß der Steigerhold Bedenken trug, ein solches Meisterwerk zu zerstören. Der Winterbauer aber zeigte den Mann von Lebensart und machte keine Umstände. Die Suppe war vortrefflich, das Fleisch mit „Green" (Meerrettig) ebenfalls, den Kalbsbraten mit Pflaumen und Pfeffergurken ausgestattet, zwar gewärmt, aber delikat, wie der Steigerhold bemerkte.

Die Perle des Soupers aber war ein Karpfen mit polnischer Sauce, zufällig das Lieblingsgericht des Winterbauers. Die Wirtin ließ es sich nicht nehmen, den werten Gästen selbst davon vorzulegen, wofür sie des Winterbauers Komplimente als Kochkünstlerin einerntete und die Einladung erhielt, mit ihrem Manne den Karpfen mit verschmausen zu helfen.

Nach den nötigen, durch den Anstand gebotenen „Sperrenzien" ward die Einladung von beiden Teilen angenommen, es wurden noch zwei Couverts aufgelegt, sowie zwei weitere Weingläser herbeigebracht, denn der „Fisch will schwimmen," bemerkte der Bauer, um zu zeigen, daß er nicht etwa von gestern sei. — Er und der Steigerhold hatten bereits jeder ein Fläschchen „geläppert", man wollte sich ja keine „Stiefmutter" sein; noch zwei weitere Flaschen wurden in Gemeinschaft mit den Wirtsleuten geleert.

Beim Nachtisch angelangt, der außer deutschem Käse auch Schweizerkäse brachte, erhob der Bauer sein Glas und stieß mit dem Steigerhold „Auf baldige Hochzig!" an.

Die Gläser aller Teilnehmenden klangen aneinander und die Wirtin sagte zum Winterbauer: „Auf Eure baldige Hochzig!" Denn nicht anders glaubte sie den Trinkspruch auffassen zu können.

Der Winterbauer aber lachte und sagte: „Ich alter Knax sollt' noch einmal Hochzig machen?"

Doch die Wirtin verstand auch Lebensart und erwiderte: „Wie Ihr doch so sprechen könnt, ein Mann in seinen besten Jahren wie Ihr . . . ."

„Ich danke für das Kumplement, aber Ihr irrt, nicht ich mach Hochzig, sondern mein Reisegefährte hier, der Steigerhold . . ."

Letzterer war eben im Begriff, einen nicht zu kleinen Bissen Schweizerkäs seinem unermüdlichen „Kaukasus" (Mund) zu überliefern, und es dauerte deshalb einige Zeit, bevor er das Scherzwort zu erwidern vermochte.

„Euer Dienel ist mir immer gut gewesen," lachte er, „und ich werd' als Euer Schwiegersohn dafür sorgen, daß sie warm bei mir sitzt."

Die Wirtsleute konnten lange aus dem Scherzstreit, der hierauf zwischen ihren Gästen entstand, nicht klug werden; endlich erfuhren sie, daß der Winterbauer seine Tochter, die bald Hochzig machen werde, aus Buchenthal hole; seine Tochter sei das Dienel und wenn sie zurückkämen, wollten sie wieder, wenn auch nur auf einen Sprung, hier einkehren und er würde ihnen dann sein Herzblatt vorstellen.

„Also auf baldige Hochzeit des Dienel!" verbesserte sich jetzt die Wirtin und die vier Gläser klangen lustig zusammen.

Man ging zeitig zu Bett und war früh wieder auf.

Die Füchse scharrten schon ungeduldig vor dem Wagen, als der Winterbauer mit Hold, von dem Wirt und der Wirtin geleitet, herauskamen. Der Kaffee, den sie vorgesetzt erhalten, war gut, und innerlich erwärmt, brauchten die Reisenden den scharfen Morgenwind nicht zu scheuen.

Während des Frühstücks waren auch die Pfeifen nicht vergessen worden und die beiden Gäste aus Altenfähr stiegen in prächtiger Morgenlaune ein. Die Reisenden und die Wirtsleute drückten sich gegenseitig die Hand, ein blanker Thaler lohnte den „Hüter der Rosse" für seine Fürsorge und wieder rollte der leichte Wagen in den Morgen hinein, wie gestern, nur heute seinem Ziele näher.

Beide kannten die Gegend, die sie jetzt berührten, noch nicht aus eigener Anschauung und schenkten deshalb der Umgebung um so größere Aufmerksamkeit. Die Wälder nahmen allmählich an Ausdehnung zu . . . oft erblickte man, soweit das Auge reichte, nichts als Forsten. — Diese Fichten- und Tannenwälder, deren Stille nur zeitweilig durch einen Schwarm Krähen, oder einen aufsteigenden Raubvogel unterbrochen wird, verleihen in ihrer dunklen Färbung der Landschaft ein düsteres, schwermütiges Ansehen.

„Citronen scheinen hier net zu wachsen, aber desto mehr Tannenzapfen," bemerkte sarkastisch der Steigerhold, seine Pfeife mit frischem Tabak versehend. Der Weg führte jetzt eine Anhöhe hinauf, von deren Scheitel sich den Reisenden ein neuer, sie wahrhaft überraschender Anblick bot; denn plötzlich eröffnete sich vor ihren Augen ein Thal von stundenlanger Ausdehnung, mit einem imposanten Hintergrunde. Sich gegenüber sahen sie einen kahlen Bergkegel, an dessen Fuß sich eine freundliche Stadt ausbreitete. Ein zweiter Bergkegel erhob sich weiter rechts und zwischen beiden ragte im Hintergrunde ein hoher Berg, dessen Gipfel sich in den Wolken verbarg. Ueber das weite Thal hingen verstreut zwischen grünen Fluren Dörfer und Weiler.

Unwillkürlich hielt der Winterbauer die Pferde an und der Steigerhold, der sonst gerade nicht so leicht zu enthusiasmieren war, rief: „Ei, wer hätt' gedächt, daß hinter der Waldwüstenei solch ein schönes Fleckl stäk? Das ist ja ein wahres Paradiesgärtel!"

Ein des Weges daher kommender Landmann wurde befragt, ob er in der Gegend bekannt sei, und auf seine bejahende Antwort, um eine kurze Erläuterung des Panoramas ersucht.

Der Wanderer kam dem Wunsche mit sächsischer Artigkeit nach und es ergab sich denn, daß dies freundliche Städtchen unten am abgestumpften Bergkegel Buchenthal, das Ziel ihrer Reise sei.

„Buchenthal!" riefen beide zugleich.

„Und wo liegt Eckertsdorf?" fragte der Winterbauer.

„Das könnt Ihr von hier aus nicht sehen," antwortete der Landmann. „Wenn Ihr dorthin wollt, müßt Ihr an jener Stelle, wo die drei hohen Fichten stehen, den Weg rechts einschlagen. In Dreiviertelstunden könnt Ihr hinkommen, wenn Ihr die Pferde gut austreten laßt."

Der Winterbauer rief den Cicerone an den Wagen und sagte: „Freund, ich dank' Euch recht sehr für Eure Auskunft. Ich möcht' mich gern erkenntlich bezeigen, nehmt hier die Wenigkeit" — er drückte ihm zwei österreichische Silberzwanziger in die Hand — „und trinkt einmal auf meine Gesundheit."

Ehe der Landmann etwas erwidern konnte, war der Wagen schon in voller Fahrt begriffen.

Bei den drei schwarzen Fichten angekommen, lenkte der Bauer nach rechts ein, was den Hold veranlaßte, ihm zu bemerken, daß er irre fahre; nach Buchenthal gehe es gerade aus, immer die Landstraße fort.

„Weiß wohl," nickte der Winterbauer geheimnisvoll, „wär' auch am liebsten gleich nübergefahren, aber ich kann doch nicht mit leeren Händen kommen . . ."

„Ihr wollt dem Dienel ein Geschenk mitnehmen?"

„Und ein Geschenk, darüber — will's Gott! — sie sich freuen soll ihr Leben lang!

Der Hold schüttelte den Kopf.

„Was der sich auf dem Dorf erholen will, wird auch nicht weit her sein," dachte er, ließ aber schweigend den Winterbauer, der immer noch eigentümlich vor sich hinlächelte, gewähren.

Der Weg führte bald einen steilen Berg hinauf. — Die Landschaft hatte sich vollständig verändert. In den Schluchten lag noch der Schnee. Ein kalter, Mark und Bein durchdringender Wind wehte, zu beiden Seiten des Weges ächzten leise die Stämme der Kiefern. Endlich gelangte man in ein kleines Walddorf, das aus nur wenigen Häusern bestand. Es war Eckertsdorf. Der Name war an dem ersten Hause auf einer weißen Tafel mit großen Buchstaben zu lesen. Vor der Schenke, einem einfachen Gebäude, das sich wenig von den übrigen Häusern unterschied, wurde gehalten. Beim Eintreten empfing sie eine warme Stube, deren Wohlthat sie bei der herrschenden Kälte doppelt anerkannten.

„Wie wär's, wenn wir einen rechtschaffenen Knorpel auf die Kälte setzten?" fragte der Winterbauer.

Er meinte damit ein Glas Kornbranntwein.

„Mir wär's eben recht," antwortete der Hold.

Der Wirt brachte das Verlangte.

„Reines Gotteswort!“ sprach er, auf die Perlen deutend, die an den großen Weingläsern sich ansetzten, „alt und unverfälscht. Ich komm' eben aus dem Walde, und werde mir auch ein Glas zu Gemüte zieh'n.“

Während des einfachen Mahles fragte der Bauer die Wirtin: „Nicht wahr, hier wohnt der Grenzaufseher Günther?“

„Ei freilich,“ war die Antwort. „Ihr seid gewiß aus seiner Freundschaft.“

„Wie man's nimmt,“ scherzte der Winterbauer. „Ist er zu Haus?“

„Nein!“

„Ich möcht' ein Wörtl mit ihm reden. Wird er lange bleiben?“

„Er muß jeden Augenblick kommen.“

„Da ist er schon,“ sagte ein Försterbursche, der zum Fenster hinausgesehen und das Gespräch vernommen hat. Dort kommt er den Seitenweg vom Haferfeld her.“

Der Winterbauer erwiderte: „Das paßt aufs Daus,“ und trat vor die Hausthür hinaus, um den Heimkehrenden zu empfangen.

Der Steigerhold aber war auf das freudigste überrascht. Er wußte zwar, daß der Reiterkarl an der Grenze stand, nicht aber in welchem Orte. Es ward ihm jetzt klar, welches Geschenk der Bauer seinem Dienel mitnehmen wollte und seelenvergnügt rieb er sich die schwieligen Hände.

Karl kam, in seinen Mantel gehüllt, die Flinte über die Schulter gehängt, auf einem Seitenpfade dahergeschritten. Er hatte schon von weitem die beiden Füchse, die der Knecht abschirrte und in den Stall zog, erstaunt betrachtet, als er aber den Winterbauer selbst unter der Hausthüre stehen sah, hemmte er überrascht seinen Schritt.

Der Vater des Dienel ging auf ihn zu.

„Grüß Dich Gott!“ rief er und streckte ihm die Hand entgegen, „grollst mir noch von wegen den . . . Du weißt schon? Laß die alten Geschichten und schlag' ein! Hier ist meine Abbitt' . . .“

Karl schüttelte die dargebotene Hand. Er mußte sich — so seltsam kam ihm alles vor — erst fragen, ob er nicht träume. Der stolze Winterbauer seine Verzeihung erbittend!

„Behüt's Gott, daß ich noch grollet. Ihr seid der Vater des Dienel . . . es ist alles vergeben und vergessen. Aber nun sagt, was Euch an die Grenz' führt.“

„Das sollst Du gleich erfahren, hast Du 's Dienel noch gern?“

„Wie könnt Ihr nur fragen!“

„Nun, die Sach muß ein Ende nehmen, Du sollst mein Mädel haben, Karl.“

Ueberwältigt von einer Mitteilung, welche die heißesten Wünsche seines Lebens plötzlich der Erfüllung nahe rückte, vermochte Günther kein Wort des Dankes und der Freude zu finden . . . er fuhr mit der Hand nach der Stirn, als ob er sich überzeugen wolle, daß ihn kein spottendes Traumbild äffe . . . erst nach und nach gelang es ihm, die Herrschaft über sich selbst wieder zu gewinnen.

„Es scheint, Du willst mein Dienel net?“ fragte der Bauer neckend.

„Ich will's wohl . . . aber wenn's nun mich nicht will?“

„Wie sollt' sie Dich net wollen! Wegen Deiner hat sie so viel Leids erduldet, was sich so liebt, das kommt nimmer voneinander. Jetzt komm'! Drin in der Schenke triffst Du einen alten Bekannten, der kann es auch kaum erwarten, Dich wiederzusehen. Komm, ich habe Dir noch so manches zu sagen.“

Karl entledigte sich seines Gewehres und trat Hand in Hand mit dem Winterbauer in die Gaststube. Aufs herzlichste begrüßten sich die alten Bekannten und der Steigerhold sagte: „Wenn das das Geschenk ist, das Ihr dem Dienel mitnehmen wollt', Winterbauer, so könnt' ich's schon verbürgen, daß sie's net zurückweisen wird.“

Ein glücklicher Zufall führte den Vorgesetzten Günthers in das Dorf und es fiel letzterem nicht schwer, auf zwei Tage Urlaub zu erlangen. Das übrige verstand sich von selbst.

„Du fährst mit nach Buchenthal, die Sach' mit dem Dienel wird glatt gemacht, dann nimmst Deinen Abschied und in Altenfähr auf dem Wintergute giebt's eine Hochzeit, daß noch die Enkel davon sprechen sollen . . .“

Hiermit entwarf der Vater des Dienel mit flüchtigen, doch deutlichen Zügen ein Programm, das von seiten aller Beteiligten freudige Begrüßung fand. — Eine Erweiterung des Programms, die erst später, als man im Wagen saß, beigefügt wurde, besagte, daß der Winterbauer seinem zukünftigen Schwiegersohne die vollständige Bewirtschaftung des Gutes übergebe, da er selbst die Absicht habe, sich zur Ruhe zu setzen.

Es war noch frühzeitig am Nachmittag, als das Holsteiner Wägel mit den drei Insassen über das Pflaster des Städtchens Buchenthal rollte. Das Ziel, der Gasthof „zum Rautenkranz“ war bald erreicht. Man nahm an einem Tische Platz und nach einiger Zeit wagte der Bauer die bescheidene Frage an das bedienende Mädchen, ob das Dienel nicht daheim sei.

„Gewiß; aber die kommt nicht in die Gaststube . . . sie ist bei der Wirtin in der Familienstube,“ lautete die Antwort.

„Ich hab' eine Botschaft an das Dienel auszurichten,“ sagte der Winterbauer, „die Jungfer thut mir wohl den Gefallen und sagt ihr, es sei jemand aus Altenfähr hier, der sie zu sprechen verlange.“

„Soll gleich besorgt werden,“ sagte das Mädchen und verschwand im Nebenzimmer.

Der Winterbauer hieß den Hold und Karl sich in den Hintergrund des Gastzimmers zurückziehen und erwartete pochenden Herzens, indem er auf- und niederging, seine Tochter. Bald darauf hörte er im anstoßenden Gemach eine Stimme, deren Klang ihn seltsam durchzitterte . . . er breitete die Arme aus . . . das konnte niemand anders als das Dienel sein. — Und sie war es.

Die Thür ward rasch geöffnet. Die Tochter flog an die Brust ihres seiner Bewegung kaum mächtigen Vaters.

„Mein Vater! O mein Vater!“

„Mein Dienel!“ „Mein Herzensdienel!“

In tiefer Rührung küßte der Winterbauer sein Kind auf die Stirn. Als er sich gefaßt, sagte er mit zitternder Stimme:

„Ich bin nicht allein gekommen, Dienel, laß nun meine Reisegefährten auch Teil an der Freud' nehmen.“

Der Steigerhold war unterdessen schon näher getreten und zeigte sein faltenreiches Gesicht.

Das Dienel faßte ihn an beiden Händen. „Eine größere Freud' hättest Du mir nicht machen können, Vater!“

„Wer weiß, wer weiß?“ wandte der Steigerhold, dem die hellen Thränen über die Wangen liefen, ein. „Dein Vater hat Dir etwas mitgebracht, das Dir wohl noch lieber ist, mein' ich?“

„Noch lieber? Was möchte das sein?“

„Ei, so schau' doch auf, Dienel, auf ein solches Geschenk hättest Du heut wohl nimmer gerechnet.“

Das durch Thränen lächelnde Mädchen blickte auf . . . dort stand Karl, schön und stattlich wie sonst, nur bleicher.

Er breitete die Arme aus. — „Dienel!“

„Karl!“

Die Liebenden sanken sich an die Brust.

Dem Winterbauer war auch das Wasser in die Augen getreten.

„Seid glücklich!“

An diesen kurzen Segenswunsch knüpfte er die an den Steigerhold gerichtete Bemerkung:

„Nun will ich für mein Lebtag ausspannen und mich an die Kripp' stellen. Ich hab' mich lang genug geplagt und das letzte Jahr hat mich vollends spatlahm gemacht. Jetzt mag der Karl an meine Stelle treten.“

Während dieses Auftritts war die Wirtin zum Rautenkranz herbeigekommen und erwartete, an der zum Nebenzimmer führenden Thür stehen bleibend, die Aufklärung des sich vor ihren Augen abspielenden Auftrittes. Diese sollte ihr denn auch bald durch ihre Pflegbefohlene werden.

„Mein Vater,“ sagte sie, „hat mir die unverhoffte Freud' gemacht.“

„Und ist auch nicht mit leeren Händen gekommen,“ ergänzte schmunzelnd der Winterbauer. Er ergriff die Hand Günthers und legte sie in die seiner bis zur Stirn errötenden Tochter.

Fünf Wochen später waren Karl und die Dienel ein glückliches Paar. — Der Winterbauer richtete eine Hochzig aus, die an Glanz alles übertraf, was in Altenfähr und Soltau bei ähnlichen Gelegenheiten seither zu sehen gewesen. — Unter den Hochzeitsgästen fehlten natürlich der Steigerhold, der Polierer-Fritz, der Schmied, der Wirt und die Wirtin zur „Fichtelschenke“ und die Beschützer des Dienel aus dem Buchenthaler „Rautenkranz“ nicht.

Die Kirche zu Soltau konnte die Menge der Neugierigen, welche die Trauung dahin gelockt hatte, kaum fassen.

Das Lob des Brautpaares war in aller Munde. Der hochgewachsene, stattliche Bräutigam fand selbst Gnade vor dem gelben Neide, der ihm sein Glück nicht gönnte. Das Dienel trug wieder ein weißes Kleid, aber ihr Gesicht war diesmal nicht bleich, sondern sanft gerötet. Ein schöneres Paar hatte man lange nicht gesehen.

Des Winterbauers Hochzeitsgeschenk bestand, was seine Tochter anlangte, in einer schweren, wertvollen goldenen Kette, deren schönster Schmuck der Dukaten mit der Inschrift: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!“ Seinen Schwiegersohn überraschte er mit einer Urkunde, kraft welcher er ihm das Gut übergab, da er selbst entschlossen sei, sich für den Rest seines Lebens mehr Ruhe zu gönnen.

Scherzend sagte der Hold am Abend zu der jungfräulichen Frau im Brautkranz: „Diesmal werd' ich Dir 's Kränzel net abnehmen, für den Karl wird sich's viel besser schicken.“ — — — — — —

Wir übergehen einen Zeitraum von drei Jahren.

Das Wintergut ist seitdem vollständig wieder aufgebaut worden und das stattlichste Gut weit und breit.

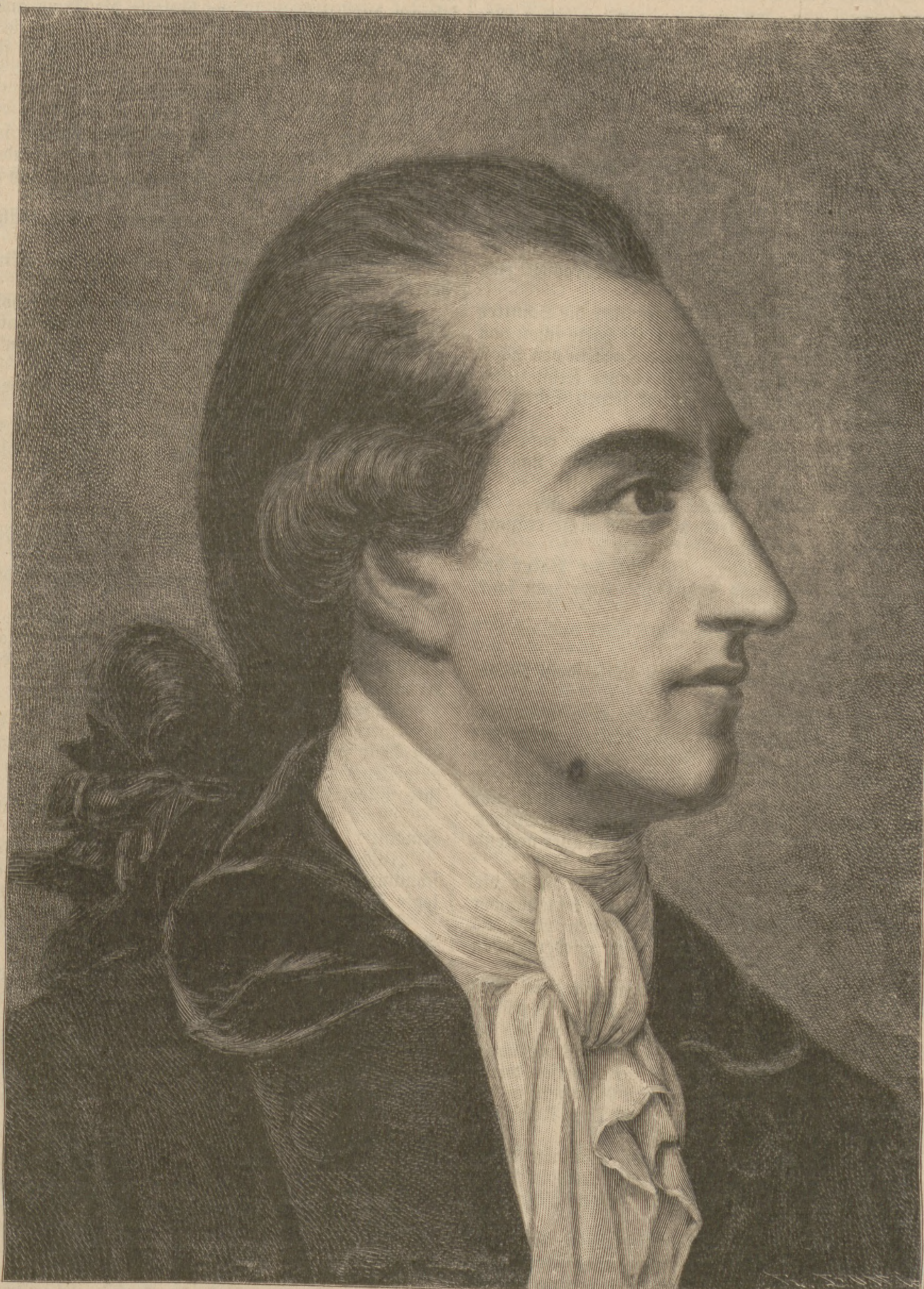
Der alte Winter schaukelt zwei rotwangige Enkel, einen Knaben und ein Mädchen, auf den Knieen.

Der Steigerhold geht nicht mehr in die Brüch', sondern macht

sich im Gute nützlich, er besorgt die Baumpflanzung und den Bienenstand, sieht nach dem Teiche, schnitzt in seinen Mußestunden, deren er tägtich vierundzwanzig hat, allerhand Spielzeug für die Kinder. Er schläft zwar noch in seinem Häuschen, aber den Tag verbringt er im Gut. Er ist der unzertrennliche Gefährte des Winter bei dessen häufigen Ausflügen in die Umgegend und im Gasthofe. In seiner Tracht ist er der frühere geblieben; die Strippen hängen noch immer an seinen Stiefelschäften herab, so daß es, wenn er geht, aussieht, als erfreue er sich des Besitzes von sechs Ohren, deren vier auf die Beine, zwei auf den Kopf kommen. Nur wenn er mit dem Bauer ausgeht, trägt er bessere Kleidung. Das Briefl mit der Blumen Mumie liegt in einer großen Kurfürstenbibel, einem Erbstück in seiner Familie; es ist sein kostbarster Schatz und er hat angeordnet, daß ihm nach seinem Tod Brief und Blume mit in den Sarg gegeben werden sollen. Die Hanne geht noch so rüstig' als ihre Jahre erlauben, der jungen Frau zur Hand und ist stolz darauf, daß das Scheitlezählen eingetroffen. — Wendet der Bauer ein, daß es doch auch dort eine Hochzig gegeben, so poltert sie gar gewaltig, daß eine Hochzig wie dazumals gar keine sei. — Der Weigelbauer ist in die Stadt gezogen, woselbst er seine Pachtgelder in Ruhe verzehrt. Sein ungeratener Sohn hat natürlich den Prozeß gegen den Vater verloren. Nachdem er sein mütterliches Erbteil durchgebracht, lebt der Seph in Armut und Schande. Man munkelt, daß er „den Wilddieb und Pascher" mache, und wirklich scheint er es ganz darauf abgesehen zu haben, einst, wie ihm prophezeit worden, Insasse des Zuchthauses zu werden.

Der Effermuck ist in der Besserungsanstalt verstorben.

Günther macht mit seiner jungen Frau zuweilen einen Besuch in der Fichtelschenke. Auf dem Rückwege besuchen sie dann wohl das unheimliche Plätzchen am Flusse und setzen sich auf die Bank. Karl weiß alles; aber sein herziges Weib umfangen haltend, begräbt er in süße flammende Küsse das dunkle Waldgeheimnis.



Johann Wolfgang von Goethe. (Zum hundertfünfzigjährigen Geburtstag.) (Mit Text.)

Zufall.

Von E. Linden. (Schluß.)

Gerade wie der Kranke mühsam einen Dank stammeln will, den Kätchen bittend abwehrt, geht die Thüre auf und der dicke Kreisphysikus erscheint. „Ich komme hoffentlich noch nicht zu spät," pustet er eifrig, sich förmlich auf den Verwundeten stürzend. Nein, er kam gerade zurecht, damit sein jüngerer Kollege ihm die Fürsorge über den glücklichverbundenen Patienten übertragen konnte. Leider blieb nur noch so viel Zeit, als zur Orientierung über die Art der Verwundung u. s. w. nötig. Der dicke Kreisphysikus hätte gerne gewußt, wie die Sache mit dem weiblichen Assistenten eigentlich zusammenhing, aber darauf ließ sich der Kollege nicht ein, es war die höchste Zeit, aufzubrechen, wenn man mit dem Zuge, der den Kreisphysikus gebracht, zurück wollte.

Und so kam es denn, daß Kätchen, die heute früh davongegangen, um — ja um Dr. Hans Werner aus dem Wege zu gehen, am Abend desselben Tages mit diesem selben jungen Manne Arm in Arm an einem ausgeschwemmten Eisenbahndamme entlang ging. Sie hatte seinen Arm nehmen müssen, er behauptete, daß sie blaß und angegriffen aussähe und das war auch wirklich der Fall. Die taube Alte schien sich noch immer instinktiv als Anstandsdame der beiden zu fühlen; sie geht immer dicht hinter ihnen, aber der junge Mann kehrt sich nicht an ihre Gegenwart, wie er die Lichter des Zuges jetzt vor sich aufblitzen sieht, da bleibt er stehen. Neben ihnen der zerstörte Damm und eine einsame Birke, die sich mit ihrem weißen Stamm gespenstisch gegen den dunklen Himmel abhebt und das einförmige Rauschen des Flusses, der so wunderbare Dinge vollbracht, das alles ist keine Scenerie zu einem Liebesdrama und doch, es wird ja Frühling, der Fluß ist angeschwollen, weil der Schnee auf den Bergen getaut und der Schnee soll auch von zwei jungen, frühlingsfrischen Menschenherzen tauen.

„Kätchen, liebes Kätchen, möchtest Du immer meine treue Gehilfin sein," frägt der junge Mann weich, „fürs ganze Leben?" — Und Kätchen schlägt ihre madonnenhaften Augen sanft zu dem aber mit dem Glück und der Liebe haben sie gar nichts zu thun. Assistenten, meine kleine Braut, kann ich hundert bekommen, die ihre Sache vielleicht nicht ganz so lieblich, aber darum nicht weniger



Auf der Studienreise. Nach dem Gemälde von A. Laupheimer. (Mit Text.)

Frager auf und dann auf einmal blitzt es schalkhaft darin und sie frägt mit scheinbarem Ernst: „Als Assistent?"

„Nein," entgegnet er, „zu trockenem Gelehrtenkram kann man manchmal die vielangefochtenen Fremdwörter nicht gut entbehren, gut machen würden, aber zu meiner Frau kann ich nur eine gebrauchen, nur eine einzige und es frägt sich nur, ob sie mich will?"

Kätchens Augen sind immer strahlender geworden. „Ja, ich will," sagt sie und es klingt wie ein helles Jauchzen, „ja, ich will."

„Meine Herrschaften, ich bitte, sich zu beeilen," eine Laterne kommt auf die beiden zu, „der Zug geht im Augenblick ab."

Aha, das ist ja wieder mein Freund im Schafpelz, denkt der Arzt, er ist es zwar nicht, es ist ein anderer, aber er ist ihm doch so dankbar, weil er ihm zu seinem Glück verholfen. „Ein Coupé zweiter," ruft er und faßt schon nach seinem Portemonnaie, um dem Braven ein Trinkgeld zu geben, aber Kätchens Arm zieht ihn zurück. „Ich habe nur eins dritter und Zeit ist nicht mehr, auch möchte ich lieber—"

„Na, denn rasch dritter;" erleichtert wird dem jungen Manne noch der heroische Entschluß, daß er in dem Coupé, das der Schaffner schon diensteifrig aufgerissen, auf den ersten Blick den Havelock in die Polster gelehnt sieht und schnell hebt er seine kleine Braut in das schmucklose Coupé „dritter."

„Es ist Dir wohl unangenehm?" frägt Kätchen, „aber sieh, wir sind doch nicht reich und ich habe immer anständige Gesellschaft getroffen," sie sieht so reizend aus, als sie das sagt, daß selbst die stumpfsinnige Alte, die immer noch die Rolle der Anstandsdame unbewußt bei den beiden spielt, sie mit blödem Staunen betrachtet. „Du weißt es ja doch, daß ich ganz arm bin," fügt sie dann noch hinzu und sieht ihn wie um Verzeihung bittend ob dieser schrecklichen Thatsache an.

Ein übermütiges Lächeln fliegt über sein ernstes Gesicht. „Das heißt," sagt er, „mein Liebling, Du bist arm an irdischen Gütern, aber sonst durchaus nicht."

„Ja, ich wußte es ja, daß Du das wußtest und ich dachte auch manchmal, es wäre vielleicht besser, wenn —"

„Nun wenn?"

„Wenn Du lieber eine andere, reichere nähmst."

„Aber Kätchen!"

„Ja, ein Arzt ohne Vermögen und eine vermögenslose Frau."

„Ach, das laß nur meine Sorge sein, ich werde schon mein Brot haben für mich und Dich. Du hast noch gar nicht Zeit gehabt, die große Neuigkeit zu hören, daß ich zum Kassenarzt in Winstädt erwählt bin, im ganzen sind mir fünftausend Mark garantiert, ich denke, damit kann man für den Anfang schon leben mit einer so praktischen und sparsamen Frau!"

Käthchen lächelt glücklich vor sich hin, o, wie wird Mama sich freuen und alle! O, sie ist ja zu glücklich, daß doch nicht alles vorbei ist, daß er ihr sofort nachreist. „Wie hast Du mich nur so schnell gefunden?" frägt sie arglos, „ich mußte doch einen ganz anderen Weg nehmen, als ich wollte!"

„Ei Liebchen," lachte er, „bedenke doch, daß es mir gerade so ging, ich mußte Dich ja geradezu finden, wie schimpfte ich über den endlosen Umweg, wenn ich wenigstens gewußt hätte, daß Du bereits hier die Gegend unsicher machtest, aber ich dachte ja, Du wärst noch bei deiner Julia, und freute mich schon wieder auf die gemütlichen Abende, ja ich glaube, ich Thor, wenn der Zufall seine Sache heute nicht so ausgezeichnet gemacht, ich hätte mein Glück noch gar nicht so rasch erfaßt, aber was hast Du, Käthchen?" Ihr erst so strahlendes Gesicht hat nach und nach einen förmlich entsetzten Ausdruck angenommen, jetzt springt sie auf und sieht sich beinahe wie hilfesuchend um, er sieht sie verwirrt an und legt den Arm um sie, es ist ihm, als ob er sie vor irgend einer drohenden Gefahr beschützen müßte, aber sie stößt ihn fast heftig zurück, „laß mich, nein, o mein Gott!" und auf einmal fängt sie herzbrechend an zu weinen.

„Aber, Käthchen, mein Liebling, was ist Dir? Du bist krank, es war doch Deinen Nerven zu viel zugemutet, um Gottes willen, sage mir nur bloß, was Dir fehlt, ich vergehe vor Todesangst," stößt er heftig hervor. Sie gehört zu den seltenen Frauen, die weinend nicht häßlich aussehen, er glaubt, nie ein rührenderes Bild stummer Trauer gesehen zu haben. Sein Bitten bleibt schließlich doch nicht ohne Erfolg.

„Nur ein Zufall, ein armseliger Zufall!" sagte sie wehmütig.

Erst stutzt er, er kann denn Sinn nicht gleich fassen, dann ergreift er sanft ihre Hand und sagt: „Käthchen, ich dachte immer, Du seiest ein frommes Mädchen, glaubst Du denn überhaupt an einen Zufall? ist nicht Gottes Vorsehung viel schöner und erhebender?"

Sie nickt unter Thränen, ach, es sah übel aus in diesem eben noch vor Glück und Jubel überquellenden Herzen. „Er ist gekommen durch Sturm und Regen," hatte sie innerlich gejauchzt, er gab sie nicht ohne weiteres auf, er hatte sie so lieb, wie sie es von dem Manne, der sie zum Weibe begehrte, verlangte und nun — vielleicht hätte er sie überhaupt ganz vergessen, wenn sie der Zufall nicht eben so wunderbar zusammengeführt.

„Aber Käthchen, wie kannst Du so kindisch sein, nachdem Du eben als Heldenjungfrau mir imponiert, was ist denn so Großes dabei, meinst Du, ich hätte Dich ohne weiteres aufgegeben, auch wenn ich Dein Ausreißen erst heute abend bei meiner Hekmkehr erfahren?"

„Ja wenn ich das nur ganz gewiß wüßte," sie sieht ihn unter Thränen lächelnd an, „schon erst ärgerte ich mich, ich hatte Julia streng verboten zu erzählen von dem Kursus, den ich in der Krankenpflege durchgemacht, damit nicht —"

„Damit nicht etwa mein Handeln durch diese Thatsache beeinflußt wird?" er lächelt etwas ironisch dazu.

„Ja," nickt sie, „und nun mußtest Du mich doch gerade auf frischer That ertappen."

„Das ist Dir ganz recht geschehen, aber meine Beste, denke etwa ja nicht, daß ich Dich für meine Kranken haben will, mache Dich sogar darauf gefaßt, herzlich wenig von ihnen zu hören: meine Frau will ich für mich, und nun wollen wir das Trotzköpfchen zum Fenster hinauswerfen!" — er spielte auf ihre Kinderzeit an, von der ihm Julia erzählt, daß die ältern Schwestern Käthchen, wenn sie je einmal unartig war, was freilich selten genug vorkam, mit diesen einfachen Worten sofort zur Vernunft gebracht, und es wirkte auch diesmal, — „so, und nun haben wir auch unser liebes kleines Käthchen wieder und es lacht so freundlich und sagt: „nie wieder thun?" Versprichst du mir das?"

Einen Augenblick fliegt es noch wie Trotz über das bewegliche Gesichtchen, dann streckt sie ihm die Hand hin und sagt: „Ich will."

„So ist's brav. Sieh, Käthchen, es mußte doch Gottes Willen sein, daß wir uns finden sollten —"

„Sonst wenn das heute nicht so gekommen wäre, meinst Du also doch selbst, — ich verspreche Dir, ich will Dir darum nicht zürnen, — aber sage es mir offen, Du hättest mich vielleicht mit der Zeit vergessen und Dir gesagt, daß es für einen Arzt thöricht, sich ein ganz armes Mädchen zu erwählen und —"

„Und Käthchen," sagte er ernst, er weiß wohl, ganz kann er den Vorwurf nicht zurückweisen, er war bis heute noch schwankend, — „meine liebe kleine Braut, ich will Dir etwas sagen ein für allemal. Die ganze Reise habe ich an Dich, nur an Dich gedacht, vom ersten Augenblick, als ich Dich sah, hatte ich Dich lieb, Du weißt doch, wie Du Dich nicht trautest, das kleine Gedicht zu sagen damals auf dem Polterabend?"

„Ja und die andern lachten mich so furchtbar aus deshalb; aber," fährt sie fort, „wenn es hätte sein müssen, hätte ich meine Aengstlichkeit doch überwunden, aber es mußte nicht sein, im Gegenteil, ich glaube, das Brautpaar war's recht zufrieden, wenn eine der vielen Aufführungen gestrichen wurde."

„Den Beweis hast Du heute geliefert, daß wenn's sein muß, Deine Schüchternheit überwunden werden kann," fällt er, sie freundlich ansehend, ein, und dann ergreift er ihre Hand aufs neue und sie läßt sie ihm und lächelt noch immer unter Thränen, wie er ihr erzählt, wie reizend sie ihm vom ersten Augenblick an vorgekommen, wie es ihn gerührt habe, als sie sich anscheinend zu fürchten begann, weil Frau Julia, vielleicht um ihren kleinen Schützling zu necken, durchaus nicht zum Aufbruch zu bewegen war, und mit ihren Küchlein unter den mehr oder minder animierten Herren, als der Damenflor schon bedenklich zusammenzuschmelzen begann, sich noch königlich amüsierte."

„Und," lächelte Käthchen selig, „ich weiß nicht, woher's kam, ich glaube, ich war schon damals stolz auf Dich, obgleich ich doch gar kein Recht dazu hatte, weil Du der einzige ganz Nüchterne in der Gesellschaft warst."

„O nein, ich war nichts weniger als nüchtern, mein liebes Kind, aber der fürtreffliche Champagner hatte mit meinem Rausch nichts zu thun, da war ein kleines Mädchen mit einem lichten weißen Kleid und einem Kranz von Apfelblüten und ein Paar großen ängstlichen Kinderaugen! Es war zu drollig, Käthchen, Dich zu beobachten, Dein kindliches Vergnügen mit anzusehen, Du amüsiertest Dich sehr, nicht wahr? obgleich ich ganz, ganz weit von Dir weg saß?"

„Ja sehr," gab sie unbefangen zurück.

„Ja," fährt er fort, „wie diese harmlose Heiterkeit immer mehr und mehr einer gewissen Furcht Platz machte, wie Du den Blick durch den sich nach und nach leerenden Saal schweifen ließest und wie Du endlich erleichtert aufatmetest, als die halsstarrige Dame d'honneur den Arm ihres Mannes nahm, um heimzugehen. Ich glaube beim Kommen und Gehen bist Du am glücklichsten gewesen."

„Das bin ich," und vor ihrem geistigen Auge steigt wieder der Augenblick auf, als ihr nunmehriger Verlobter ihr den Arm geboten und sie dem Ehepaar gefolgt war und der Gedanke sie so beglückt hatte, er allein sei noch genau so Herr seiner Sinne, wie vor dem Fest, und sie sieht ihn wieder mit demselben strahlenden Lächeln an wie damals und sagt: „Hans, ich bitte Dich um Verzeihung, daß ich vorhin so kindisch gewesen, eins weiß ich, ob Du mich auf alle Fälle gewollt hättest, auch wenn uns der Zufall — nein der liebe Gott, nicht so zusammengeführt, — ruhig und vertrauensvoll kann ich meine Hand in die Deine legen, wie damals."

„Und Käthchen, auch ich kann dasselbe sagen, ich weiß, ich kann meiner Frau vertrauen. Ich will's nur gestehen, wir wollen von Anfang an offen gegen einander sein, ich war mir wirklich nicht ganz klar, ob ich diesem meinem Gefühl so ohne weiteres nachgeben durfte, — ja, sieh mich nur nicht so verwundert an — das Geld war es weniger, ich will schon Brot für meine Frau beschaffen und

bin viel zu stolz dazu, mich etwa von ihr ernähren zu lassen, aber da ist ein andrer dunkler Punkt, Frau Julia ist insoweit ganz nett —"

„Und ob," fällt Käthchen eifrig ein.

„Entschuldigen kannst Du sie nachher," wehrt er ab, „aber erst laß mich meine Selbstanklage beenden, also diese innige Freundschaft flößte mir Bedenken ein."

„Wir sind doch von Kind auf so befreundet, noch von der Zeit her, als ihr Vater lebte und er die Fabrik bei uns hatte, und glaube mir nur, sie ist von Herzen sehr gut; nur weil sie ihre Schwächen nie beschönigt und sehr offen ist, wird sie oft für oberflächlicher gehalten, als sie ist."

„Nun ich will's gelten lassen, Nummer Zwei." Nun sieht er sie doch etwas ängstlich an.

„Nun, was ist mit Nummer Zwei, sprich, ich bin auf alles gefaßt!"

„Nummer Zwei also schien es mir nicht ganz sicher, ob ein junges Mädchen, das sich so lange in einem behaglichen, aber doch leider ziemlich nutzlosen Leben wohlfühlen kann, zu einem so einfachen Los paßt, wie ich es einmal meiner Frau bieten kann. Selbst wenn dieselbe in ihrer Toilette von so ausgesuchter Einfachheit wäre, als ich sie bei der in Rede stehenden jungen Dame gefunden, nur für die Gesellschaft zu leben, paßt mir bei meiner Frau nicht," schließt er trocken, um dann hell aufzulachen: „Käthchen, Du siehst aus als ob Du mir, notabene wenn Du ihn schon hättest, den Ring auf der Stelle wieder geben wolltest."

„Ich würde das für meine Pflicht halten," entgegnet sie tief atmend und die Hände fest ineinander pressend, „denn an diesen Thatsachen hat sich nichts geändert."

„Sehr viel hat sich geändert. Erstens einmal, als ich Dich so unverhofft wiedersah und mir bei Deinem plötzlichen Anblick so recht klar wurde, wie lieb ich Dich habe, da hätte ich Dich am liebsten auf der Stelle geheiratet und wenn mir einer Brief und Sigel darauf gegeben, daß Du das oberflächlichste Mädchen auf der Welt seiest. Oder nein, wer kennt sich selbst so genau, um das mit Bestimmtheit sagen zu können, aber ich wußte nun, daß Du Kenntnisse besaßest, um die Dich Tausende beneiden würden und die von noch mehr Tausenden angestaunt und bewundert worden wären, falls Du damit geprahlt, und wie nahe hätte nicht gerade hier die Erwähnung derselben gelegen, aber Du, weil Du wußtest, daß derartige Dienste bei uns augenblicklich überflüssig, schwiegst Du über Dein Können, wie Du mir, wie ich jetzt bestimmt weiß, auch Deine anderen Fertigkeiten bescheiden verborgen, anstatt sie zur Ausschmückung Deiner äußeren Reize zu benutzen. Ich wette zehn gegen eins, Du kochst vorzüglich?"

Da schwindet der Ernst aus Käthchens Gesicht. „Und Du, halsstarriger Philister, ahnst gar nicht, wie oft Du von meinen sorglich zubereiteten Gerichten gegessen, d. h. sehr oft kann ich eigentlich nicht sagen."

„Aber Du kannst auch nicht sagen, daß Du Deine Zeit die ganzen Wochen nur mit Spazierengehen und Gesellschaften verbracht hast, Du kannst es nicht!"

„Ich habe manchmal gesungen, manchmal gelesen."

„Ja," unterbricht er sie, „ich glaube, Du hast geistige Studien gemacht?"

„Das ist ein Geheimnis," erwidert sie würdevoll, „aber wir wollen einmal die Beteiligten fragen, ob sie es erlauben, daß Du mit ins Vertrauen gezogen wirst, wenn Du nämlich hübsch artig bist. Und weil Du nun wieder ein bischen vernünftig bist, will ich Dir nur sagen, daß diese Hochzeitsreise seit Jahren mir als ein großartiges Vergnügen vorgeschwebt, zumal ich deren sehr selten habe, und daß ich Julia wirklich sehr liebe und unter einer gewissen Bedingung eingewilligt habe, noch ein paar Wochen länger bei ihr zu bleiben. Da," — sie riß ihre Reisetasche auf und zog ein umfangreiches Schriftstück heraus, — „das habe ich bei ihr geschrieben, aber entsetze Dich nicht unnütz, es ist nicht mein Werk. Meine älteste Schwester hat es übersetzt, und ich habe die Zeit jetzt dazu benutzt, es in Ruhe abzuschreiben, zu Haus kam immer zu viel Störung. Wenn Du mit zur Familie gehören willst, kannst Du auch unsere kleinen Geheimnisse kennen."

„Das ganze Ungetüm hast Du geschrieben? staunt er und blättert in dem saubern Manuskript. „Arme, kleine Maus?"

* * *

In demselben Augenblick, als Julia zu ihrem Mann sagt, indem sie wehmütig den leeren Platz überblickt, wo sie noch gestern das zierliche Figürchen ihrer Freundin gesehen: „Und ich lasse es mir nicht nehmen, wäre sie hier geblieben, Werner hätte sich doch mit ihr verlobt. So dem Glück aus dem Weg zu gehn" — meldet schon der Telegraph diese Thatsache dem Ehepaar und das glückliche Brautpaar ist nach mancherlei Fährlichkeiten und Umwegen im Hafen des freundlichen Pfarrhauses gelandet, hat den Pfarrherrn aus seiner stillen Klause gestört, großes Staunen und noch größere Freude erregt, beiderseitigen elterlichen und schwesterlichen Segen, und nach mancherlei „Ach's" und „O's" thut Käthchens jüngstes Schwesterchen, ein kleines naseweises Dämchen von zwölf Jahren, den, wenn nicht gefühlvollen, so doch zutreffenden Ausspruch: „Ein Brautpaar, das so stark nach Karbol riecht, wie ihr beide, ist mir noch nicht vorgekommen!"

Feuchtigkeit und Obstbäume.

Es ist fast unglaublich, ein wie großes Wasserquantum unsere Kulturgewächse bedürfen. Abgesehen von dem Wasser, welches sie zu ihrem Aufbaue verwenden, verdunsten die Pflanzen durch ihre Blätter ungeheure Wassermengen, und zwar um so mehr, je mehr Blätter vorhanden sind. So verdunstet beispielsweise ein zehnjähriger Zwergbirnbaum in zehn Stunden etwa 7 Kilogramm Wasser und ein mit Obstbäumen bepflanztes Hektar Land in zwölf Tagen fast 20,000 Kilogramm. Schon aus diesem Grunde müssen Gewächse, welche wir zur höheren Entwickelung bringen wollen, große Mengen Wasser zugeführt erhalten. Im heißen Sommer, wenn die Verdunstung des Wassers aus dem Boden durch die erwärmenden Sonnenstrahlen oder durch Wind schon an und für sich eine große ist, muß mit diesem Umstande noch besonders gerechnet werden. Es wird nicht nötig sein, täglich zu gießen, auch im heißen Sommer nicht, aber wenn gegossen wird, muß das Wasser das ganze Erdreich, in welchem die Wurzeln sitzen, durchdringen, und zwar so tief durchdringen, als die Wurzeln gehen. Man sieht oft, wie große Bäume dicht am Stamme gegossen werden. Es hat dies keinen Zweck, denn die jungen, Nahrung aufnahmsfähigen Wurzeln befinden sich nicht dicht am Stamme, sondern weit entfernt von diesem. Dort muß dem Baume das Wasser zugeführt werden durch eingesetzte Röhren, durch Löcher, welche mit Spaten oder Erdbohrer gemacht werden, und zwar bei regelmäßig gewachsenen Bäumen senkrecht unter dem Umfange der Krone, beim Formobst je nach dem Alter 60 bis 180 Centimeter vom Stamme entfernt. Aus dem Umstande, daß alle Nahrung von den Pflanzen nur flüssig aufgenommen werden kann, erhellt ferner die große Bedeutung des flüssigen Düngers in allen jenen Fällen, wo man eine schnelle, unmittelbare Wirkung des Düngers zu erzielen wünscht; notwendig ist aber hierbei die Anwendung reichlicher Mengen Flüssigkeit, damit der Dünger auch wirklich von den Wurzeln aufgenommen werden kann und nicht von den oberen Bodenschichten festgehalten wird. Bei größeren Bäumen ist diese Düngung eigentlich die einzige überhaupt nutzbringende, denn alles Untergraben von Dünger flach unter die Erdoberfläche hat wenig Zweck, wenn nicht große Regen-, Schnee- oder künstlich zugeführte Wassermengen die Nahrungsstoffe des Düngers auflösen und in die Tiefe führen. Darum sei noch einmal daran erinnert, daß bei jeder Düngung der Obstbäume so viel Wasser zuzugeben ist, daß die flüssigen Nährstoffe von den Wurzeln der zu düngenden Pflanzen aufgenommen werden können. Es sei bei dieser Gelegenheit auch auf ein hie und da geübtes Düngen der auf Hängen stehenden Obstbäume aufmerksam gemacht, welches darin besteht, daß die Löcher, die zum Unterbringen des Düngers dienen, offen stehen bleiben, damit Regen und Schnee sich darin sammeln und nicht den Abhang hinunterlaufen können.

UNSERE BILDER.

Großfürst-Thronfolger Georg Alexandrowitsch von Rußland. Im Kurort Abbas-Tuman in Transkaukasien ist am 10. Juli der russische Großfürst-Thronfolger Georg Alexandrowitsch, Bruder des regierenden Zaren Nikolaus II., verstorben. Da seit 1797 in Rußland die erbliche Thronfolge in gerade absteigender Linie nach dem Recht der Erstgeburt und dem Vorzug der männlichen vor der weiblichen Linie festgesetzt ist und der verstorbene Großfürst unvermählt war, so gewinnt der jüngste Bruder des Kaisers, Großfürst Michail Alexandrowitsch, geboren am 4. Dezember (22. November) 1878, die nächsten Anrechte auf den Thron, so lange die Kaiserin Alexandra ihrem Gemahl keinen unmittelbaren Leibeserben geschenkt hat. — Der aus dem Leben geschiedene Großfürst Georg Alexandrowitsch wurde am 9. Mai (27. April) 1871 zu Zarskoje-Selo geboren und entwickelte sich zur Freude der Eltern, des Zaren Alexander III. und seiner Gemahlin Maria Feodorowna, körperlich und geistig aufs prächtigste. Unter Leitung des Generals Danilowitsch wuchs er in großer Einfachheit und strenger Disciplin auf. Gleich allen Großfürsten für die militärische Laufbahn bestimmt, war er im besonderen für den Marinedienst erzogen worden und sollte, als sein älterer Bruder Nikolaus 1890 die große Orientreise antrat, diesen als diensttuenden Midshipman begleiten, um auf diese Weise in praktischer Hinsicht für seinen Beruf umfassendere Erfahrungen zu sammeln. Sicherlich würde diese erste große Oceanreise des Großfürsten Georg für seine Ausbildung von nicht zu unterschätzender Bedeutung geworden sein, wenn nicht eine unter Fiebererscheinungen schon im Rothen Meer zum Ausbruch gekommene Krankheit den Großfürsten gezwungen hätte, sich in Bombay von seinem Bruder zu trennen und im Dezember nach den europäischen Gewässern zurückzukehren.



Guter Rat.

Papa (zu seinem schüchternen Sohne auf dem Balle beim Anblick eines hübschen Mädchens): „Gefällt Dir das Mädel?“

Sohn: „Ja, Papa!“

Papa: „Na, Du Stockfisch, so nimm den Backfisch, er ist ein Goldfisch!“

Johann Wolfgang von Goethe, der größte deutsche Dichter, dessen hundertfünfzigjähriger Geburtstag in diesem Jahre gefeiert wird, ist am 28. August 1749 in Frankfurt a. M. geboren als Sohn des kaiserlichen Rats Johann Kaspar Goethe und Katharina Elisabeth, Tochter des Stadtschulheißen Joh. Wolfgang Textor von Frankfurt. Nachdem er den ersten Unterricht durch seinen Vater und durch Privatlehrer genossen, bezog er im Oktober 1765 die Universität in Leipzig und im Jahre 1770 die Universität Straßburg, wo er nach dem Plane seines Vaters die juristischen Studien mit der Doktorpromotion abschließen sollte; auf seine Neigung, sich dem Studium der neu aufstrebenden Altertumswissenschaften hinzugeben, nahm sein Vater keine Rücksicht. Bei Abschluß seiner Studien im August 1771 erreichte er mit einer Disputation über Thesen die Würde eines Lizentiaten der Rechte. Im Mai 1772 trat Goethe in Wetzlar als Praktikant beim Reichskammergericht ein, und bald darauf ließ er sich als Advokat in seiner Vaterstadt dauernd nieder. Inzwischen wurde sein Ruf als Dichter begründet und auf Einladung des jungen Herzogs Karl August begab er sich im Jahre 1775 nach Weimar, wo er in den Staatsdienst trat. Der Herzog machte Goethe alsbald zu seinem Vertrauten und Freunde und ehrte dieses Vertrauen dadurch, daß er ihn nach einander mit den höchsten Staatsstellen betraute: er wurde 1776 zum Legationrat mit Sitz und Stimme im Conseil ernannt; im Jahr 1779 Geheimrat, 1782 in den Adelsstand erhoben und bald darauf Kammerpräsident, 1815 erster Staatsminister, und 1791 bis 1817 auch Leiter des Theaters. Im Jahre 1794 schloß er mit Friedrich Schiller ein inniges Freundschaftsverhältnis. Nach dem Tode Herzog Karl Augusts im Jahre 1828 legte er alle Staatsgeschäfte nieder. Seiner im Jahre 1788 geschlossenen Ehe mit Christiane Vulpius entsprossen mehrere Kinder, wovon jedoch nur ein Sohn, August, am Leben blieb, der aber auch schon im Jahr 1830 in Rom starb. Goethe starb am 22. März 1832 zu Weimar.

Auf der Studienreise. Das Wort Goethes: „Greift hinein ins volle Menschenleben! Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt, und wo ihr's packt, da ist's interessant!“ gilt sicher nicht nur dem Schauspieler, sondern ebensogut auch dem Maler. Der Künstler, der die Menschen in ihrem Thun un Treiben, in ihrer Arbeit und Erholung darstellen will, muß vor allem beobachten, deshalb treibt's ihn hinaus bis ins fernste Gebirgsdörfchen, um dort, wo leider fast allein noch echte Naturwüchsigkeit und Unverdorbenheit in Sitten und Gebräuchen zu finden ist, seine Studien zu machen. Nun, da scheint unser Künstler keinen Fehlgang gemacht zu haben und es wundert uns nicht, daß er die Begegnung mit der jungen, freundlichen Wirtin auf seiner Leinwand festgehalten hat.

Allerlei.

Beruhigend. Dame: „Machen Sie die Kotelettes ja recht zart und schön, Jette, und auch reichlich; wir erwarten heute abend Besuch! — Jette: „Keene „Sorge, Madamchen, 's wird alles besorgt; mein Karl will ja auch kommen!“

Boshaft. Hausherr: „Finden Sie nicht, daß meine Kinder ihrer Mutter außerordentlich folgsam sind?“ — Bekannter: „O ja, Sie gehen ihnen aber auch mit einem guten Beispiel voran!“

Man legte dem Könige Georg III. von England, welcher persönlichen Mut hochschätzte, einst das Erkenntnis des Kriegsgerichtes gegen einen Offizier zur Bestätigung vor, welcher weiter focht, als der General den Befehl zum Rückzug gegeben hatte. — „Ei nun,“ erwiderte Georg, „Tapfere schlagen sich und Feige laufen davon!“ — Man entgegnete ihm, daß der kommandierende General nicht feig davon gelaufen sei, sondern aus höheren Rücksichten den Rückzug angeordnet, und daß jener Offizier das Gelingen dieses Rückzuges gestört habe. „Ich hab's schon verstanden,“ versetzte der König, welcher sich nicht gern widersprechen ließ, heftig, „und meine, wer sich schlägt, ist im Recht, wer davonläuft im Unrecht. Ich werde daher den tapfern Offizier befördern.“ St.

Das Gedicht als Lebensretter. Im Jahre 1743 wurde der beim Regiment „Prinz Heinrich“ als Lieutenant stehende Ewald Christian v. Kleist, der Dichter des „Frühling“, im Zweikampfe schwer am Arme verwundet. Gelangweilt und mißmutig lag er im Bett. Plötzlich öffnete sich die Thür und herein trat ein junger Mann, der sich als Gleim, Hauslehrer beim Obersten v. Schulz, vorstellte. Er erkundigte sich nach dem Befinden Kleists und stellte sich als Kollege in Apoll vor. Da Kleist darüber klagte, daß ihm der Arzt das Lesen verboten habe, erbot sich Gleim, ihm vorzulesen, und wählte dazu Gedichte seiner eigenen Feder. Eines derselben war an den Tod gerichtet, der dem Dichter seine Geliebte geraubt hatte. Ueber die darin vorkommenden Zeilen:

„Tod, was willst du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst du es ja doch nicht küssen!“

mußte Kleist so heftig lachen, daß der Verband sich löste und die Wunde stark zu bluten anfing. Erschrocken eilte Gleim fort, einen Arzt zu holen. Dieser untersuchte die Wunde und fand, daß sie durch die Nachlässigkeit des Feldscheers bereits brandig geworden war. Er konnte durch sein Eingreifen noch gerade das Schlimmste abwenden. Auf diese Weise war das Gedicht zum Lebensretter geworden. Kleist aber und Gleim blieben zeitlebens die besten Freunde. St.

Gemeinnütziges

Sämereien sind jetzt täglich nachzusehen und die reifen zu sammeln. Bei Salatsamen wird darauf gesehen, daß man die ersten weißen Flöckchen, unter welchen der reife und der beste Samen sitzt, sofort abnimmt und ihn als die beste Sorte bezeichnet.

Brombeersaft mit Zucker. Man zerstampfe die reifen Brombeeren, presse den Saft aus und nehme auf je 1 Liter desselben 1 Kilo Zucker. Diese Mischung setze man aufs Feuer und koche sie so lange, bis sich kein Schaum mehr abscheidet. Die erkaltete Flüssigkeit wird auf Flaschen gefüllt und an einem kühlen Orte aufbewahrt. Mit Wasser vermischt liefert dieser Brombeersaft eine sehr gesunde und erfrischende Limonade.

Bei Halsschmerzen ist der Honighafen die nächste und beste Apotheke. Der gelinde erwärmte Honig hat im Hals eine größere Wirkung als der kalte. Mit Vorteil macht man zur Verstärkung der inneren Kur eine äußere: Der erwärmte Honig auf einen Lappen gestrichen und um den Hals gebunden. Ein unfehlbares Mittel gegen Halskrankheiten ist der Honig nun freilich nicht, aber er bringt doch große Erleichterung. Durch den Gehalt an Ameisensäure wirkt er antiseptisch. Er ist daher ein höchst wichtiges Präservativ gegen Halsleiden. Verhüten ist aber besser als heilen. Darum ihr zahlreichen Familienväter, gebt euren Kindern Honig!

Die Vermehrung der Hortensie ist von keiner besonderen Schwierigkeit und geschieht entweder durch Zerteilung der alten Stöcke, am besten beim Versetzen im Frühjahr, durch Wurzeltriebe, welche meist schon eigene Wurzeln haben, leicht von der Mutterpflanze abgelöst und einzeln gesetzt werden können, und aus Stecklingen, am vorteilhaftesten im Mai von den jungen Trieben. Auch im Spätsommer und Frühherbst kann man von Topf- oder Freilandpflanzen schneiden, welche aber nach erfolgter Bewurzelung wegen der vorgerückten Jahreszeit am besten nicht mehr einzeln gesetzt, sondern in den Schalen oder Kistchen beisammengelassen, so überwintert und erst im Frühjahre in entsprechende Töpfe gepflanzt werden.

Quadraträtsel.

A	A	G
H	O	O
R	R	T

Die Buchstaben in nebenstehendem Quadrat sind so zu ordnen, daß die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter bedeuten. Die Wörter bezeichnen: 1) Eine Stadt in Vorderindien. 2) Ein Organ des menschlichen Körpers. 3) Einen andern Ausdruck für Weise.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Anagramm.

Du hörst mich gern:
Im Haus des Herrn,
Bei frohem Fest,
Im Waldgeäst.

Nimm aus dem Wort
Zwei Zeichen fort;
Setz' sie zum Fuß
Dann ist's ein Fluß.

Falck.

Homonym.

Man dreht mich in Holz,
Man zwängt mich in Eisen,
Der Seedampfer, stolz,
Er braucht mich zum Reisen.

Im salzigen Meer,
Da bin ich zu Hause,
Und zieh' dort umher
In steinerner Klause.

Julius Falck.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Vexierbild.



Wo ist der Flüchtling?

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des mag. Rings: Erna, Nadel, Delle, Lea, Abel, Bella, Laden, Denker, Kerze, Zebra, Braten, Tenne, Neger, Gernot, Notschrei, Schreier. (Auch andere Lösungen sind möglich.) — Des Logogriphs: Lech, Leck. — Der Charade: Heckenrose.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart